

Frère John

Drei Annäherungen an den christlichen Glauben

„Ich bin gekommen,
damit sie das Leben haben“

Auf den folgenden Seiten werden drei Thesen entfaltet, die einen Ausgangspunkt zum Nachdenken über die Bedeutung des christlichen Glaubens anbieten wollen.

1. Der christliche Glaube ist eine Lebensweise

Das, was vor zweitausend Jahren die Bewohner des Mittelmeerraumes bei Begegnungen mit den ersten Jüngern Jesu beeindruckte, war die gewisse Art und Weise der Lebensführung, die sie bei dieser Gruppe von Menschen sahen. Die ersten Christen waren als solche zuallererst an ihrer Lebensweise erkennbar, weil die Annahme Jesu als Herr und Messias einen besonderen Lebensstil zur Folge hatte. In vielerlei Hinsicht lebten diese Männer und Frauen gewiss wie alle anderen Menschen auch. Ein Text aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert sagt: „Denn die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprache und führen auch kein absonderliches Leben“ (*Brief an Diognet* V, 1-2). Doch derselbe Brief fährt fort: „Sie bewohnen Städte von Griechen und Nichtgriechen (...) und fügen sich der Landessitte in Kleidung, Nahrung und in der sonstigen Lebensart, legen aber dabei einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag“ (*Ebd.* V, 4). Ihre Lebensweise unterschied die frühen Christen von anderen Menschen; sie hatte eine anziehende Wirkung, obwohl sie gleichzeitig die menschlichen Möglichkeiten fast bis an ihre Grenzen brachte. Die Apostelgeschichte beschreibt eine Gemeinschaft des intensiven Betens und Miteinanders (Apostelgeschichte 2,42-47; vgl. 4,32-35; 5,12-16), die „beim ganzen Volk beliebt“ (Apg 2,47) war.

Diese Darstellung der ersten Christen mag uns wenig realistisch erscheinen, und in der Tat verschweigt der Autor der Apostelgeschichte im Verlauf des Buches nicht die vielerlei Probleme

und inneren Widersprüche ihres Lebens. Hier jedoch will er die Eigenart der neuen Lehre hervorheben. Sie zeichnete sich durch das Vermögen aus, zu einem Leben „gegen den Strom“, das vielen Werten der damaligen Gesellschaft und Kultur widersprach, zu inspirieren, indem sie die tief im menschlichen Herzen vergrabenen Sehnsüchte ansprach.

Die Vorrangstellung des gelebten Glaubens geht auf Jesus selbst zurück. Das zweite Evangelium beginnt mit einer Zusammenfassung seiner Botschaft:

Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium! (Markus 1,15)

Dieses „Evangelium“ ist die „frohe Botschaft“, dass Gott jetzt in die Welt kommt, um etwas Neues zu schaffen. Die Antwort der Menschen besteht darin, diese Botschaft anzunehmen, sie ernst zu nehmen und dadurch das eigene Leben von ihr wandeln zu lassen. Das Verb *metanoëō*, ins Deutsche meist mit „Buße tun“ oder „umkehren“ übersetzt, bezieht sich auf einen grundlegenden Sinneswandel, der den Menschen zu einer neuen Art und Weise des Lebens und Handelns führt, auf eine Veränderung in Herz und Geist, die eine neue Verhaltensweise zur Folge hat.

Was bedeutet dies konkret für das Leben des einzelnen Menschen? Markus gibt uns in den folgenden Versen die Antwort:

Als Jesus am See von Galiläa entlangging sah er Simon und Andreas, den Bruder des Simon, die auf dem See ihr Netz auswarfen; sie waren nämlich Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Sogleich ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm. Als er ein Stück weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren im Boot und richteten ihre Netze her. Sofort rief er sie und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus nach. (Markus 1,16-20)

Einige ganz gewöhnliche Fischer hören inmitten ihrer alltäg-

lichen Arbeit die Worte: „Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.“ Zweifelsohne begriffen die Männer nur wenig von der Bedeutung dieser Worte, aber sie verstanden genug um zu wissen, dass Jesus sie zu einer radikalen Änderung von Beruf und Lebensweise berief. Nach und nach, in der Nachfolge ihres Lehrers, würden sie besser verstehen, wer er war und was das Leben als sein Jünger bedeutete.

Wir sollten anmerken, dass diese Darstellung sehr verschieden von der eines traditionellen Rabbiners ist. Dessen Jünger suchten ihn auf, um zu seinen Füßen sitzend von ihm zu lernen, wie man die Torah, das von Gott geoffenbarte Wort, liest und auslegt. Bei Jesus liegt der Schwerpunkt nicht auf dem Lesen und Verstehen, sondern er beruft die Menschen, Teil der neuen Wirklichkeit zu sein, die Gott im Hier und Jetzt schafft und die sich in einer neuen Art und Weise des Daseins in der Welt ausdrückt – in einer neuen Lebensweise.

In dieser Hinsicht ist es interessant zu betrachten, wie die Jünger Jesu sich selbst beschreiben. Gemäß der Apostelgeschichte wurde ihnen der Name „Christen“ zunächst von Außenstehenden gegeben (vgl. Apostelgeschichte 11,26). Sie selbst haben sich anders bezeichnet. Lukas berichtet, dass Saulus die „Anhänger des (neuen) Weges, Männer und Frauen“ (Apg 9,2), gefangen nehmen wollte. In der Apostelgeschichte finden wir die Ausdrücke „Weg des Herrn“ (Apg 18,25), „Weg des Heils“ (Apg 16,17) und besonders auch „Weg“ im absoluten Sinn, um die Wirklichkeit des Christseins zu beschreiben.

Diese Redeweise hat ihre Wurzeln in den hebräischen Schriften. Die Metapher „Weg“ bezieht sich häufig auf die Art und Weise, wie ein Mensch lebt und handelt. In der hebräischen Bibel sind die Gebote Gottes nicht nur deshalb als „die Wege des Herrn“ (vgl. Psalmen 119,3; 25,4) bezeichnet, weil sie von Gott festge-

setzt sind, sondern aus einem tieferen Grund: Sie beschreiben Gottes eigene Handlungsweise, welche die Menschen nachahmen sollen, um zum wahren Leben zu gelangen. Für Christen wurde dieser Weg des wahren Lebens nicht durch auf Papier geschriebene Worte, sondern durch ein gelebtes Leben, das Leben Jesu, geebnet. Indem die ersten Christen ihren Glauben als „den Weg“ bezeichneten, drückten sie ihre Überzeugung aus, dass ihr Leben in Treue zu Jesus und in seiner Nachfolge eine Übersetzung von Gottes Leben in dieser Welt ist.

Der christliche Glaube ist also zuallererst „Lebensweise“, eine bestimmte Art der Lebensführung in dieser Welt. Aber er ist gleichzeitig Leben in einem anderen, verwandten Sinn. In seinem ersten Brief an die Thessalonicher spricht Paulus zunächst von der Lebensweise der Gläubigen:

Unablässig erinnern wir uns vor Gott, unserem Vater, an das Werk eures Glaubens, an die Opferbereitschaft eurer Liebe und an die Standhaftigkeit eurer Hoffnung auf Jesus Christus, unseren Herrn. (1 Thessalonicher 1,3)

Paulus nennt diese Lebensweise ein Leben, „wie es Gottes würdig ist“ (1 Thess 2,12). Und er fährt fort:

Darum danken wir Gott unablässig dafür, dass ihr das Wort Gottes, das ihr durch unsere Verkündigung empfangen habt, nicht als Menschenwort, sondern – was es in Wahrheit ist – als Gottes Wort angenommen habt; und jetzt ist es in euch, den Gläubigen, wirksam. (1 Thess 2,13)

Paulus sagt hier, dass seine Botschaft nicht einfach aus eigenmächtig gewählten menschlichen Worten besteht, sondern aus dem göttlichen Wort, das in den Gläubigen wirksam ist. Der Apostel benutzt das Verb *energeítai*: Gottes Wort ist Macht oder Stärke, dieselbe Tatkraft, durch welche Gott das Weltall erschaffen

hat (vgl. Genesis 1). Heute würden wir sagen, dass dieses Wort performativ ist, das heißt, es vollbringt, was es verkündet.

An anderer Stelle spricht Paulus von der Botschaft des Evangeliums als einer, die in der ganzen Welt Frucht bringt und wächst (vgl. Kolosser 1,6). Sie ist eine unermesslich große, in uns wirkende Kraft, die auch Jesus von den Toten erweckt hat (vgl. Epheser 1,19-20) – eine unbezwingbare Lebensenergie, selbst stärker als der Tod. In der Bibel wird sie am häufigsten mit dem Heiligen Geist, mit Gottes eigenem Lebensatem, gleichgesetzt. Jesus handelte „erfüllt von der Kraft des Geistes“ (Lukas 4,14; vgl. 4,1), einer dynamischen Energie, die vor allem in seiner Auferstehung offenbar wurde (vgl. 1 Petrus 3,18; Römer 1,4). Und durch seinen Tod und seine Auferstehung gab Jesus diesen Geist an seine Jünger weiter (vgl. Johannes 20,22; Apostelgeschichte 2). Um das christliche Leben mit kurzen Worten zu beschreiben, benutzt Paulus manchmal den Ausdruck „nach dem Geist leben“ (Römer 8,4) und ermahnt seine Leser, sich „vom Geist leiten“ (Galater 5,16) zu lassen.

Der christliche Glaube ist also zum einen eine Lebensweise und zum anderen das Geschenk einer inneren dynamischen Kraft. Er ist Gottes eigene Lebenskraft, sein im menschlichen Herzen wirksamer Geist. Die christliche Botschaft erhebt darüber hinaus den Anspruch, dass beide Bedeutungen zuinnerst miteinander in Beziehung stehen. Einfacher ausgedrückt: Die zweite Bedeutung (die Gabe des inneren Lebens) ermöglicht die erste (die Lebensweise), und diese wiederum konkretisiert ihrerseits die zweite. Hier haben wir in wenigen Worten die These von Paulus aus seinen Briefen an die Galater und an die Römer: Christen leben nicht im Gehorsam an ein geschriebenes Gesetz; ihr Handeln wird durch ein inneres Gesetz, das in ihr Herz geschrieben ist, durch die ihnen innewohnende Gegenwart von Gottes Geist motiviert. Paulus greift auf diese Weise das biblische Thema des

„Neuen Bundes“ auf, das durch den Propheten Jeremia (Jeremia 31,31-34) angekündigt und von Ezechiel (Ezechiel 36,23-2) weitergeführt wurde. Das Evangelium ist also der radikale Gegensatz zu einer Theorie oder Ideologie. Das Verstehen folgt dem Lebensvollzug, nicht umgekehrt.

Gleichzeitig haben die Gläubigen von Anfang an über das Leben, das sie führten, nachgedacht. Sie waren aufgefordert, „jedem Rede und Antwort zu stehen“, der nach der Hoffnung fragte, die sie erfüllte (vgl. 1 Petrus 3,15), und diese so deutlich wie möglich von anderen Spiritualitäten und Lebensformen zu unterscheiden. In der Tat waren es oftmals irreführende oder unvollständige Auslegungen des Evangeliums, welche die Gläubigen dazu motiviert haben, ihr eigenes Verständnis zu vertiefen. Erst im Gegenüber zu anderen Lebensweisen und Lehren begriffen sie, was Paulus schrieb: „Wir und auch die Gemeinden Gottes kennen einen solchen Brauch nicht“ (1 Korinther 11,16). Die Erfahrung von Gegensätzlichem führte zu einer tieferen und eindeutigeren Erkenntnis des Eigenen.

Zu Beginn ging das Verstehen mit dem Leben einher, wie eine Art Kontrolle. Aber mit der Zeit ging diese Balance zwischen Lebensweise und der Reflexion darüber verloren. Ein Grund dafür war zweifellos die Tatsache, dass mit der allmählich fortschreitenden Akzeptanz des neuen Glaubens in der Gesellschaft die Eigenart des christlichen Weges immer weniger sichtbar wurde. Auch die Kirchenspaltungen haben möglicherweise dazu beigetragen, dass der zeichenhafte Wert des tatsächlich gelebten Lebens an Bedeutung verlor. Auf jeden Fall wurde irgendwann die Erklärung der Wirklichkeit wichtiger als das gelebte Leben. Dogmen traten als Prüfstein der Rechtgläubigkeit an die Stelle der Lebensführung. Schließlich konnte man sich Christ nennen, weil man die geltenden Lehren über Gott kannte und die dementsprechenden

Riten ausführte, während die eigene Lebensführung sich in nahezu keiner Hinsicht von anderen Menschen unterschied. Liegt hier nicht einer der Gründe, weshalb das Evangelium oft keine wirksame Kraft für Hoffnung und Frieden in der Welt sein konnte? Die Wiederentdeckung der Vorrangstellung des gelebten Glaubens wäre dann ein notwendiger Schritt, um die Spaltungen unter den Christen zu überwinden und ein glaubwürdiges Zeugnis der Suche nach dem wahren Leben für die Welt zu sein.

2. Der christliche Glaube ist ein Leben in Gemeinschaft

Was kann darüberhinaus über die christliche Lebensweise gesagt werden? Der *Brief an Diognet*, die anfangs kurz zitierte frühchristliche apologetische Schrift, erzählt uns, dass die Christen inmitten der Gesellschaft wie alle anderen Menschen auch lebten, aber gleichzeitig „einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag“ legten. Der Ausdruck „bürgerlicher Lebenswandel“ übersetzt hier den griechischen Begriff *politeta*, der auch „Bürgerschaft“ oder „Gemeinwesen“ bedeuten kann und etymologisch mit unserem Wort „Politik“ verwandt ist. Der christliche Glaube ist also seinem Wesen nach eine weltzugewandte Lebensweise inmitten der Gesellschaft. Das durch ihn geschenkte innere Leben führt notwendigerweise zu einer neuen Art und Weise des Zusammenlebens – mit meinem Nächsten und mit allen Menschen unserer Erde.

Das wird schon ganz zu Beginn des öffentlichen Lebens Jesu sichtbar. Er hatte nicht nur eine persönliche Beziehung zu jedem einzelnen seiner Jünger, sondern bildete eine Gemeinschaft aus

und mit ihnen. Diese Gemeinschaft hatte fast von Beginn an eine gewisse informelle, aber durchaus erkennbare Struktur, welche wir als eine Folge von konzentrischen Kreisen beschreiben können: alle Jünger, die Zwölf, drei besonders vertraute Freunde (Petrus, Jakobus und Johannes) und Petrus allein. Und als Jesus seine Jünger aussandte, um das Evangelium zu verkünden, sandte er sie immer zu zweit (vgl. z.B. Markus 6,7), als habe er betonen wollen, dass die Beziehung unter ihnen Teil der Botschaft, die sie mitteilten, war.

Außerdem haben sich die ersten Christen sofort nach dem Tod und der Auferstehung Jesu in Jerusalem und dann in kleinen Gemeinden in verschiedenen Städten des östlichen Mittelmeerraumes zusammengefunden. In diesen Gemeinden kamen Frauen und Männer verschiedener sprachlicher, sozialer und ethnischer Herkunft zusammen, die sich gegenseitig Brüder und Schwestern nannten. Diese Gewohnheit mag uns nicht besonders bemerkenswert erscheinen, weil wir heute daran gewöhnt sind – ein weiteres Beispiel dafür, dass allzu große Vertrautheit nicht zu Geringschätzung, aber zu Bedeutungslosigkeit führen kann. Aber wenn wir uns in die Welt des ersten Jahrhunderts zurückversetzen, können wir vielleicht erahnen, wie „wunderbar“ und „überraschend“ es gewesen sein muss, zu einer multikulturellen und multiethnischen Familie zu gehören, die sich einzig und allein durch den Glauben an Jesus als den Messias definierte.

Es ist richtig, dass historische Studien die Bedeutung von verschiedensten Gruppierungen und Vereinen (*collegia*) für die griechisch-römische Welt zur Zeit der ersten Christen festgestellt haben. In einer weltoffenen, sich kontinuierlich weiterentwickelnden Gesellschaft, in der eine ansatzhafte Art der Globalisierung – die Pax Romana – die traditionellen Anbindungen ins Wanken brachte, konnten diese Vereinigungen für viele Menschen zu Ersatzfamilien werden. Und trotzdem lösten sie im Großen und

Ganzen nicht die sozialen Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen auf, sondern im Gegenteil, sie unterstützten und verfestigten diese sogar.¹

In dieser Hinsicht war das Einzigartige bei den frühen Christen, dass ihr gemeinsamer Lebensstil das Leben jedes Einzelnen als Jünger Christi in die mitmenschliche Wirklichkeit übersetzte. In der Einleitung seines ersten Briefes sagt Johannes es ausdrücklich:

Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens. Denn das Leben wurde offenbart; wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns offenbart wurde. (1 Johannes 1,1-2)

Auch hier wird der christliche Glaube als Lebensweise beschrieben. Die ersten Jünger erkannten diese Lebensweise, welche nicht von Gottes eigenem Leben (Johannes nennt es „das ewige Leben“) zu unterscheiden ist und im Leben ihres Lehrers Jesus offenbart wurde. Sie erkannten sie nicht als etwas Abstraktes, sondern – durch Hören, Sehen und Fühlen – als die konkreteste aller Wirklichkeiten. Und sie fühlten sich dazu berufen, dieses Leben mit anderen zu teilen. Warum?

Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir

¹ „Im Unterschied zu den Gruppierungen und Vereinen der römischen Gesellschaft herrschte in den christlichen Gemeinschaften „eine größere Offenheit in Bezug auf die gesellschaftliche Zugehörigkeit ihrer Mitglieder und andere soziale Kategorien. Zwar war unter römischem Einfluß in den Vereinen (...) das Überschreiten sozialer Schranken in manchen Fällen möglich. (...) Selten jedoch finden sich Belege für eine Gleichberechtigung zwischen den Angehörigen dieser verschiedenen sozialen Gruppen, und meistens tendierten die *collegia* doch eher zu sozialer Homogenität“. (Wayne A. Meeks, *Urchristentum und Stadtkultur. Die soziale Welt der paulinischen Gemeinde*. Übersetzung von Sieglinde Denzel und Susanne Neumann. Gütersloh: Kaiser, 1993, S. 167-168.)

auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Wir aber haben Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. (1 Johannes 1,3)

Das Ziel der Verkündigung dieses Lebens ist die Bildung einer „Gemeinschaft“, griechisch *koinōnía*, eines miteinander geteilten Lebens, eines gemeinschaftlichen Lebens. Und Johannes sagt, dass dieses gemeinschaftliche Leben in Wirklichkeit eine Teilhabe an Gottes eigenem Leben, am Leben zwischen dem Vater und dem Sohn, ist. Der Begriff *koinōnía* ist also in Gott selbst begründet. Gott ist nicht irgendeine ferne Gottheit in einer Art erhabener Abgeschiedenheit. Im Herzen der christlichen Botschaft steht die Offenbarung eines Gottes, der Beziehung und gemeinschaftliches Leben ist. Hier liegt die wahre Bedeutung der ursprünglichen christlichen Glaubenslehre von der Trinität, die vielen Menschen so abstrakt, verwirrend und sogar unnützlich zu sein scheint. Gott ist Gemeinschaft, und wenn die an diesen Gott Glaubenden sich bemühen, ihr Leben mit anderen zu teilen, beginnend mit denen, die denselben Glauben haben, dann spiegeln sie damit Gottes eigenes Leben mitten in der Schöpfung wider.

Johannes beendet die Textstelle:

Wir schreiben dies, damit unsere Freude vollkommen ist. (1 Johannes 1,4)

Was ist Freude? Sie ist das subjektive Sich-Bewusstwerden eines in Fülle gelebten Lebens. Wenn wir vollkommen lebendig sind, ganz die Person, die wir zu sein bestimmt sind, dann erfahren wir Freude. Johannes sagt uns also, dass die Erfahrung eines zwischen Menschen und mit Gott geteilten Lebens eine Offenbarung vom wahren Lebenssinn ist.

Diese Überzeugung erklärt, warum andere neutestamentliche Briefe, insbesondere die von Paulus, so viele Ratschläge für das gemeinschaftliche Leben der Christen geben. In seinem Brief an die Philipper ermutigt der Apostel sie zum Beispiel, als Gemeinde so

zusammenzuleben (*politeuesthe*), „wie es dem Evangelium Christi entspricht“ (Philipper 1,27). Und er fährt fort: „Ich möchte hören, dass ihr in dem einen Geist feststeht, einmütig im Glauben an das Evangelium kämpft“ (ebd.). Dann führt er näher aus:

...macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig, dass ihr nichts aus Ehrgeiz und nichts aus Prahlerei tut. Sondern in Demut schätze einer den andern höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen. (Philipper 2,2-4)

Und in dem darauf folgenden berühmten Philipperhymnus (Philipper 2,5-11) begründet Paulus dieses Verhalten im Leben Jesu selbst. Dieser Hymnus drückt die tiefe Wahrheit aus, dass das Gott-gleich-Sein nicht ein Beherrschen anderer oder das Einnehmen eines privilegierten Status bedeutet, sondern im Gegenteil die Hingabe des eigenen Lebens. Der Sinn des Lebens liegt also nicht darin, das individualistische und isolierte Ego zu stärken, sondern er verwirklicht sich in einem Leben mit anderen und für andere.

Als Folge von Tod und Auferstehung Christi, durch welche dessen eigener Geist den Gläubigen mitgeteilt wird, erfahren sie diesen Identitätswandel. Sie gehören nicht mehr sich selbst und leben nicht mehr „für sich“ oder „sich selber“ (vgl. 2 Korinther 5,15; Römer 14,7-9). Indem sie ihr auf sich selbst bezogenes Ego zurücklassen, werden sie gewandelt in Menschen, die „für andere leben“, in Menschen der Gemeinschaft als Abbild Christi und ihm ähnlich. Diese Umwandlung geschieht nicht in einem einzigen Moment, automatisch oder magisch; sie ist dennoch Wirklichkeit. Wie geschieht sie? In seiner Unterweisung benutzt Jesus häufig Bilder, um sie zu beschreiben. Das von ihm geschenkte neue Leben ist wie ein Senfkorn oder ein Stück Sauerteig. Langsam, aber unaufhaltsam überwindet es mit Hilfe unserer Mitarbeit die

inneren und äußeren Widerstände und wandelt uns in das, was der Brief an die Epheser als „neue Menschheit“ bezeichnet, in der alle Spaltungen überwunden sind (vgl. Epheser 2,11-22). Und diese neue Art und Weise des Menschseins drückt sich durch das Vorhandensein von Gemeinden aus, die allen offenstehen, und in denen die Jünger Jesu wie Brüder und Schwestern zusammenleben; diese Gemeinden sind Zeichen und erste Früchte von Gottes Plan für die ganze Schöpfung. Sie sind also gleichzeitig ortsgebunden und universal.²

Diese Perspektive steht im drastischen Gegensatz zu unserer gegenwärtigen Situation. In der westlichen Welt ist der Individualismus jedenfalls noch immer weit verbreitet, wenn auch generell in einer eher passiven als aggressiven Weise, immer mehr der Konsumgesellschaft entsprechend. Die Menschen haben die Vorstellung, dass ihre persönliche Identität über allen Beziehungen mit anderen Menschen steht. Ist es da verwunderlich, dass in der heutigen Gesellschaft Beziehungen nicht lange anhalten, weil es kein festes Fundament gibt, auf dem man aufbauen könnte? Was kann zwei einzelne Individuen zusammenhalten, besonders dann, wenn unvermeidbare Probleme und Missverständnisse auftreten?

Und bieten heute unsere Kirchen einen „wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden“ Lebensstil, eine wirkliche Alternative zu einer Gesellschaft, die auf Wettkampf und Konsum gegründet ist? Sehr schnell nistete sich in den christlichen Gemeinden der Keim der Zwietracht ein. Schon während der ersten Jahrhunderte war es nicht immer einfach, die neue Lebensweise des Daseins für andere zu verstehen und voll anzunehmen. Die Beharrlichkeit, mit der Paulus auf die wichtige Bedeutung der Ge-

² „Das Besondere am Urchristentum war, daß das vertraute, fast erwachsene Leben der einzelnen Gruppen immer zugleich auch als Teil einer wesentlich größeren, ja weltweiten Bewegung oder Einheit verstanden wurde.“ (Wayne A. Meeks, *Urchristentum und Stadtkultur*, S. 159.)

meinschaft besteht, zeugt indirekt von den Schwierigkeiten ihrer vollkommenen Verwirklichung. Im ersten Johannesbrief scheint eine noch ernstere Situation eingetreten zu sein. Einige Mitglieder hatten die Gemeinde verlassen, weil sie offensichtlich davon überzeugt waren, eine Stufe des spirituellen Lebens erreicht zu haben, auf der sie weder die Unterstützung ihrer Brüder und Schwestern noch eine Bezugnahme auf den historischen Jesus brauchten. Diese Menschen gehörten vielleicht, menschlich gesprochen, zu den begabtesten Gemeindemitgliedern und wurden anscheinend in ihrem gesellschaftlichen Umfeld hochgeachtet (vgl. 1 Johannes 4,5). Johannes gebraucht seinerseits ein sehr hartes Wort, um diese „Super-Christen“ zu beschreiben: Er nennt sie „Antichriste“ (vgl. 1 Johannes 2,18-19.22; 4,3). In seinen Augen haben sie trotz ihrer Ambitionen und Talente nichts vom Werk Christi verstanden, denn sie zerstören die Gemeinde, die Zeichen der neuen Wirklichkeit ist, welche Christus auf der Erde errichten wollte. Somit stehen sie in krassem Gegensatz zum Kern seiner Botschaft.

Mit der Zeit kamen zu den einzelnen Menschen und Gruppen, welche aufgrund eines unterschiedlichen Verständnisses des Evangeliums eine bestimmte christliche Gemeinde verließen, ganze Gemeinden und Gruppen von Gemeinden, die sich voneinander entfremdeten und abspalteten. Diese Neigung, sich im Gegensatz zu anderen zu definieren und allem Andersartigen zu misstrauen, führte zur Entstehung von getrennten „Konfessionen“, die sich gegenseitig im Namen Christi mit dem Kirchenbann (Anathema) belegten. Ist es da verwunderlich, dass es für viele Menschen zunehmend schwerer geworden ist, in der Gestalt der christlichen Kirche das Neue des Evangeliums zu sehen? Christen schienen oft eher die Spaltungen in der sie umgebenden Welt nachzubilden, als dass sie eine klare Alternative boten. Es ist also heute unsere Aufgabe, die Kirche als den einen Leib, als Gottes universale

Familie, als antizipatorisches Zeichen der neuen Art und Weise des Zusammenlebens wiederzuentdecken. Wir müssen uns die christliche Liebe wieder als eine Kraft vorstellen, die Gegensätze miteinander versöhnen und eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern aus den unterschiedlichsten Männern und Frauen schaffen kann, damit das Leben dieser Gemeinschaft eine Anziehungskraft ausstrahlt, welche die Herzen der Menschen wandeln und eine Zukunft des Friedens für unsere Erde ermöglichen kann.

3. Der christliche Glaube wandelt unser Verständnis von Tod

Unsere letzte These ist sicherlich die schwierigste. Und doch ist sie grundlegend, denn sie untermauert die anderen beiden. Sie lautet: Der christliche Glaube wandelt unser Verständnis von Tod. Überrascht es etwa, dass wir uns gründlich die Bedeutung des Todes ansehen müssen, um richtig über das Leben sprechen zu können?

Es ist inzwischen allgemein bekannt, dass der Tod das große Tabu-Thema unserer heutigen Zeit ist, wie einst das Thema der Sexualität. Die Wurzeln dieser Entwicklung gehen weit zurück. Ernest Becker hat ausgehend von dieser Feststellung in einem 1973 erschienenen bahnbrechenden Buch mit dem Titel *The Denial of Death*³ die menschliche Kultur erläutert. Er argumentierte, dass ein Großteil dessen, was Menschen gewöhnlich tun, den leitenden Beweggrund hat, das Schreckgespenst von unserem Ableben zu vertreiben. Er hob hervor, dass die Spezies Mensch in dem einzigartigen Dilemma steht, um das Ende des eigenen Lebens auf

³ Die deutschsprachige Ausgabe ist unter dem Titel „Dynamik des Todes. Die Überwindung der Todesfurcht – Ursprung der Kultur“ (Olten: Walter, 1973) erschienen.

dieser Erde zu wissen, ohne sich vorstellen zu können, was dies zu bedeuten hat. In der Sichtweise von Becker ist die menschliche Kultur wie ein riesengroßes Unternehmen, das uns durch allerlei verschiedenartige Behelfsmittel von unserer Unsterblichkeit zu überzeugen versucht, trotz der unbestreitbaren Evidenz, dass wir alle eines Tages sterben werden.

Wenn wir uns dem Neuen Testament zuwenden, so stellen wir fest, dass dort der Tod nicht verschwiegen wird. Das Symbol des Christentums ist für die meisten Menschen das Kreuz – ein Folterinstrument, das Zeichen für einen grauenvollen Tod. Diejenigen, die sich die Mühe machen, genauer hinzusehen, werden jedoch entdecken, dass das Kreuz an sich nicht das Wesen der christlichen Botschaft ausdrücken kann. Im Herzen des christlichen Glaubens steht die Frohe Botschaft von der Auferstehung, von einem Leben, das stärker ist als der Tod. Tatsächlich war der erste Ausdruck der Frohen Botschaft wahrscheinlich ein einzelnes griechisches Wort: *anéstē* („Er ist auferstanden!“, vgl. 1 Thess 4,14). Und doch war die Verkündigung der Auferstehung beinahe von Anfang an mit der Erwähnung des Todes Jesu an einem Kreuz verbunden: „Der Gott unserer Väter hat Jesus auferweckt, den ihr ans Holz gehängt und ermordet habt“ (Apostelgeschichte 5,20; vgl. 1 Kor 15,1-5).

Wenn der christliche Glaube eine Lebensweise ist, so scheint es passend, dass die Verherrlichung des Lebens – und zwar des gemeinschaftlichen Lebens – in seinem Zentrum steht. Für die Juden zur Zeit Jesu war die Auferstehung nicht die Wiederbelebung eines einzelnen Individuums, sondern das Ereignis, welches das kommende Zeitalter einleiteten sollte, in dem alle Menschen (oder alle Gerechten) „einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt“ (2 Petrus 3,13), bewohnen würden. Aber was ist die Beziehung zwischen diesem Leben und dem, was wie dessen absolutes Gegenteil erscheint, nämlich dem

Tod? Warum hat das Kreuz eine so zentrale Stellung in der christlichen Verkündigung eingenommen? Und was bedeutet diese Stellung?

Aus menschlicher Sicht würde man die Hinrichtung Jesu als ein Scheitern oder als ein Zeichen der Ohnmacht des Guten in der Welt interpretieren. Jesus nimmt also scheinbar seinen Platz in der langen Kette all derer ein, die vergebens versucht haben, inmitten einer Welt, in der das Gute unweigerlich gefährdet und vergänglich ist, Zeugnis von Gott abzulegen.

Im Licht der Auferstehung jedoch kann diese Deutung des Kreuzes nicht die endgültige sein, denn Jesu Tod kann nicht den definitiven Sieg des Bösen bedeuten. Seine Jünger bemühten sich, den tieferen Sinn vom Tod ihres Meisters zu begreifen und suchten nach Anhaltspunkten in der Schrift. Sie stießen auf eine rätselhafte Textstelle, die auf überraschende Art und Weise dem zu entsprechen schien, was sie mit eigenen Augen gesehen hatten. Das Buch des Propheten Jesaja spricht in Kapitel 53 von einer geheimnisvollen Gestalt, dem Gottesknecht, dessen Leben ein Scheitern, ja sogar ein Fluch gewesen zu sein scheint. Er hat gelitten und starb wie ein von Gott Verlassener. Und doch war er unschuldig. Ja mehr noch, sein Geschick hatte eine verborgene Bedeutung: „(...) er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jesaja 53,5). Am Ende des Textes wird die wahre Bedeutung vom Leben und Tod dieses Menschen enthüllt: Er war der Knecht Gottes und hat auf geheimnisvolle Weise den göttlichen Plan auf Erden verwirklicht.

Dieser Text stellt Leiden und Tod wie eine Sprache dar, derer sich Gott bedient, um die wahre Bedeutung des Lebens auszudrücken. Ein authentisches Leben besteht nicht im Besitz, nicht darin, um jeden Preis an allem, was man geleistet und erreicht hat, festzu-

halten. Es besteht vielmehr in der Solidarität mit anderen, darin, auf Böses mit Gutem zu antworten (vgl. 1 Petrus 2,22-25). Mit einem Wort, es besteht in der Selbsthingabe aus Liebe: „Es gibt keine größere Liebe“, sagt uns Jesus, „als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“ (Johannes 15,13). Die Frohe Botschaft von der Auferstehung offenbart uns ein Leben, das stärker ist als der Tod, und befreit uns von unserer Angst. So ermöglicht sie uns, eine tiefere Bedeutung vom Sterben zu entdecken. Wir können darin fortan nicht mehr das Ende aller Hoffnungen, sondern vielmehr einen möglichen Ausdruck der Selbsthingabe, ein Zeichen der Liebe und somit des Lebens sehen. Leben und Tod erscheinen also nicht wie zwei polare Gegensätze, sondern wie zwei Seiten ein und derselben Medaille. Wenn das wahre Leben in einem Leben mit anderen besteht, dann scheint es miteinzuschließen, dass jeder auf eine gewisse Art selber sterben muss.

In dieser Perspektive ist der physische Tod nur Beispiel für ein allgemeineres „Gesetz“. Jesus drückt dieses Gesetz durch ein einfaches, aber aufschlußreiches Bild aus:

Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. (Johannes 12,24)

Um abzukürzen wollen wir von nun an das christliche Verständnis von Tod als „das Gesetz des Weizenkorns“ bezeichnen. Dieses Gesetz behauptet, dass Sterben eigentlich nur eine andere Seite, die dunkle Seite, des Lebens ist. Der Bruch mit dem Bekannten ermöglicht einen neuen Anfang und eine tiefere Gemeinschaft. Liegt die wahre Erfüllung für einen Samen etwa darin, für immer ein Samen zu bleiben? Weiß die Raupe etwa im Voraus, dass sie in das Grab des Kokon gehen muss, um ihn als Schmetterling zu verlassen? Die Sehnsucht, an bereits erreichtem Gut festzuhalten, wird letztendlich zum größten Hindernis für

ein sich weiterentwickelndes Leben, das immer all unsere eigenen Vorstellungen übersteigt.

In allen vier Evangelien ist es Jesus, der dieses Gesetz ausspricht: „Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es dagegen verliert, wird es gewinnen“ (Lukas 17,33; vgl. Markus 8,35; Matthäus 16,25; Johannes 12,25).

Dieses Gesetz erhellt auch unsere natürliche Existenz auf Erden. Unsere erste Erfahrung davon ist unsere Geburt. Paradoxe Weise ist die Geburt der erste Tod, den wir durchleben – eine Trennung vom Paradies des Mutterleibes, die von einigen Psychologen als das erste Trauma des menschlichen Lebens beschrieben wird. Aber doch ist es dieser „Tod“, der das Leben ermöglicht. In Wirklichkeit ist die Sehnsucht nach einer Rückkehr in den Mutterleib der wahre Feind des Lebens – ein trügerischer Versuch zurückzugehen, den Fluss der Zeit zu stoppen, die Geschichte für nichtig zu erklären.

Die Heilsgeschichte in der Bibel beginnt ebenfalls mit einer Art Tod:

Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein. Ich will segnen, die dich segnen; wer dich erwünscht, den will ich verfluchen. Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen. Da zog Abram weg, wie der Herr ihm gesagt hatte. (Genesis 12,1-4)

Die Fülle des Lebens, in biblischer Sprache der Segen, fordert einen Bruch mit dem Alten, einen Aufbruch, der alles andere als bequem sein kann. Was anderes kann es ermöglichen, die einem bekannte Welt auf diese Art zurückzulassen, als das Vertrauen in Denjenigen, der eine solche Verheißung gemacht hat? Vertrauen bedeutet, dass wir uns immer mehr in der Gewissheit eines Le-

bens verwurzeln, das stärker ist als der Tod. So können wir das Bekannte zurücklassen und auf das Unbekannte zugehen, uns auf den Weg machen gemeinsam mit Dem, der uns seine Verheißung schenkt. Das Neue Testament irrt sich also nicht, wenn es Abraham als Vorbild des Glaubens ansieht (vgl. Hebräer 11,8-12).

Die Erzählung vom Exodus, Brennpunkt der hebräischen Schriften, greift dieses Thema auf. Die Israeliten werden von einem unauthentischen Leben befreit und erhalten die Verheißung eines Landes, in dem Milch und Honig fließen. Aber zwischen dem Land der Sklaverei und dem verheißenen Land befindet sich die Wüste, und das ist der Ort, wo die Dinge schwieriger werden. Angesichts der Schwierigkeiten bei ihrer Durchquerung ist die Versuchung zur Umkehr groß. Es überrascht nicht, dass diese Versuchung mit einer falschen und wehmütigen Vorstellung von dem Zurückgelassenen (vgl. Numeri 11,4-6) und einem verzerrten Bild von Gottes Absichten (vgl. Exodus 17,3) einhergeht.

Liegt das Wesen dessen, was man traditionell als Sünde bezeichnet hat, nicht in dem Versuch, an einem partiellen Gut festzuhalten, in dem illusorischen Bestreben, so die innere Leere füllen oder der Härte der Suche ausweichen zu können? Ein solches Verhalten zeigt einen Mangel an Vertrauen und das Unvermögen oder die Ablehnung daran zu glauben, dass wir etwas unendlich Größeres finden werden, wenn wir unsere vorläufigen Bequemlichkeiten zurücklassen und uns gemeinsam mit Gott auf den Weg machen. Wir sind zur Fülle der Freude berufen, aber in unserem Unvermögen, daran zu glauben, geben wir uns lieber mit Brotkrumen zufrieden und stellen uns dann sogar vor, dass Gott uns auch noch diese Krumen wegnehmen will! Darin sind wir wie Kinder, denen ihre Eltern verbieten, vor dem Weihnachtessen schon Süßigkeiten zu essen, und die dies als eine Strafe empfinden.

Durch die Jahrhunderte hindurch hat der Gott der Bibel da-

her versucht, seinem Volk zu zeigen, dass der Tod nicht der Gegensatz zum Leben ist, dass der Weg zur vollkommenen Freude immer neue Aufbrüche fordert, durch die wir bereits Erreichtes zurücklassen, um noch Größeres zu erlangen. Das wahre Hindernis für ein Leben in Fülle besteht nicht in der Tatsache des Sterbenmüssens, sondern im Gegenteil: Es liegt paradoxerweise in dem Versuch, das eigene Leben zu besitzen und festzuhalten, sowie in der Verweigerung weiterzugehen, um in ein noch erfüllteres Leben einzutreten, das aber niemals im Voraus bekannt sein kann. Leben bedeutet per Definition, dass man in Bewegung und auf dem Weg ist. Wenn wir es festhalten, so wandelt es sich in einen wahren Tod, einen Tod im negativen Sinn. „Denn Bleiben ist nirgends“ (Rilke). Das Haupthindernis für ein Leben in Fülle besteht im Widerstand, darauf zu vertrauen, dass Gott das Beste für uns will, dass sich im Herzen des Universums die Gegenwart einer Liebe befindet, die unsere Angst vertreiben will.

Das Leben Jesu fasst diese ganze Dynamik zusammen. Jesus kam, um die Fülle des Lebens zu verkünden, die allen Menschen im Hier und Jetzt in einer einfachen Beziehung zu Gott offensteht („Das Reich Gottes ist nahe!“; vgl. Markus 1,15). Damit zog Jesus den Zorn all derer auf sich, die nicht dazu bereit waren, das von ihnen bereits Erlangte loszulassen. Um an ihren Privilegien festzuhalten, mussten sie den Unruhestifter beseitigen. Jesus versuchte seinerseits nicht, an irgendetwas festzuhalten und wollte nichts für sich behalten. Er ging im schlichten Vertrauen auf den, den er Abba nannte, voran, auch wenn dieses Vertrauen, wie in Getsemani, alles andere als einfach war. Weil das Gesetz seines Lebens die Selbsthingabe war, konnte auch ein grausamer Tod zu einer Sprache werden, die seine Identität deutlich machte. Jesus willigte in diesen Tod ein und ermöglichte auf diese Weise, dass Gott seine Gegenwart selbst an diesem Ort der Dunkelheit offenbarte.

Durch diese Selbsthingabe hat Jesus ein für alle Mal den Weg zur Fülle des Lebens geöffnet. So wie es im Hebräerbrief ausgedrückt wird: Christus teilte unsere menschlichen Bedingungen, „um durch seinen Tod (...) die zu befreien, die durch die Furcht vor dem Tod ihr Leben lang der Knechtschaft verfallen waren“ (Hebräer 2,14-15).

Wir können schließlich die gesamte Bibel als ein pädagogisches Handeln von Seiten Gottes verstehen, mit dem er uns das Gesetz des Weizenkorns einzuprägen versucht. Gott will für uns ein Leben in Fülle, das in Gemeinschaft mit ihm und mit anderen Menschen besteht; und dies ist in der Tat das, was wir selbst in der Tiefe unseres Herzens ersehnen. Diese unsere tiefste Sehnsucht bringt uns in Bewegung, kann uns aber allein nicht bis zum Ziel bringen. Zwischen dem Ruf zum Aufbruch und dem verheißenen Land liegt die Wüste. Um die Wüste zu durchqueren, müssen wir auf Den vertrauen, der uns ruft und uns begleitet. Und wir müssen begreifen, dass Schwierigkeiten ein wesentlicher Bestandteil des Weges sind. Ansonsten sind wir versucht, entweder umzukehren oder uns niederzulassen. Umkehren ist unmöglich: Ein Engel mit einem flammenden Schwert versperrt den Weg. Und wer könnte sich in einem dünnen und unfruchtbaren Land niederlassen? Deshalb sagt der Hebräerbrief:

Da uns eine solche Wolke von Zeugen umgibt, wollen auch wir alle Last und die Fesseln der Sünde abwerfen. Lasst uns mit Ausdauer in dem Wettkampf laufen, der uns aufgetragen ist, und dabei auf Jesus blicken, den Urheber und Vollender des Glaubens; er hat angesichts der vor ihm liegenden Freude das Kreuz auf sich genommen, ohne auf die Schande zu achten, und sich zur Rechten von Gottes Thron gesetzt. (Hebräer 12,1-2)

Wir wollen abschließend unsere drei Thesen zusammenfassen und dabei versuchen, noch deutlicher zu zeigen, wie sie miteinander in Beziehung stehen.

Wir sind von der These ausgegangen, dass der christliche Glaube eine Lebensweise ist. Er ist also keine Wirklichkeit auf einer zweiten Ebene, das heißt keine Reflexion über das Leben, keine Philosophie, Ideologie oder selbst Theologie; sondern er ist eine Wirklichkeit auf einer ersten Ebene, das heißt ein lebendiges Leben. Genauer gesagt ist der christliche Glaube eine Lebensform und gleichzeitig das, was diese ermöglicht: eine innere Dynamik. Und diese dynamische Kraft oder dieses innere Leben ist Gottes eigenes Leben, seine personale Kraft, die in der Bibel oft als der Heilige Geist bezeichnet wird. Das Neue Testament zeigt uns, wie dieses Leben vollkommen in Jesus von Nazareth gegenwärtig ist. Er kam in der Fülle des Geistes und gab diesen Geist durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung an uns weiter.

Zweitens ist dieses Leben vollkommen ein Leben in Gemeinschaft. Das wahre Leben ist ein miteinander geteiltes Leben; in der Tiefe unserer Seele gehören wir zu Gott und zu seiner Schöpfung, und deshalb gehören wir auch einander. Die Ethik folgt der Ontologie: Wenn wir wirklich in Christus eins sind, dann muss unsere Art und Weise zu leben dies auch widerspiegeln. Sonst nehmen wir einen dauerhaften Widerspruch zwischen unserer wahren Identität und unserem erfahrenen Ich als Notwendigkeit hin.

Und schließlich wird dieses Leben nicht vom Tod zerstört, sondern überwindet vielmehr den Tod, indem es dessen wahre Bedeutung im Plan Gottes offenbart und so das entfernt, was Paulus seinen „Stachel“ (vgl. 1 Korinther 15,55-56) nennt. Wenn die Angst von der Liebe vertrieben wird, so zeigt sich das Sterben als die andere Seite des Lebens, als ein Ausdruck von Vertrauen und Liebe, durch den wir uns der Bewegung des Lebens hingeben.

Gott lädt uns stets dazu ein, das zurückzulassen, was wir erreicht haben, um dann in eine größere Gemeinschaft einzutreten. Gregor von Nyssa, ein christlicher Theologe aus dem vierten Jahrhundert, drückt es so aus: Wir gehen mit Gott „von Neubeginn zu Neubeginn“ voran, in einer unendlichen Folge von neuen Aufbrüchen.

Übersetzung aus dem Englischen und Französischen von Agnes Klais.

© Ateliers et Presses de Taizé, 71250 Taizé, France
DL 1144 — juillet 2012 — ISSN: 2101-731X — ISBN 9782850403255

Achévé d'imprimer en août 2012 imprimerie — Bureautique 71, 71000 Mâcon